

Calel Perechodnik
Bin ich ein Mörder?

Calel Perechodnik wurde am 8. 9. 1916 in Warschau als Sohn jüdischer Eltern geboren. Im Anschluß an sein Agronomiestudium in Frankreich kehrte er 1937 nach Polen zurück. 1938 heiratete er und zog nach Otwock, einer Kleinstadt in der Nähe Warschaus. Nach der Errichtung der Ghettos wurde er 1941 Ghetto-Polizist. Seine in diesem Buch vorliegenden Erinnerungen schrieb er 1943 in seinem Warschauer Versteck nieder. Beim Warschauer Aufstand 1944 verbrannte er in einem Bunker.

Die nationalsozialistische Vernichtungsmaschinerie ist durch einen besonders perfiden Aspekt gekennzeichnet: Sie benutzte systematisch Juden als Mittäter des Holocaust, sie machte Opfer zu Tätern.

Calel Perechodnik ist einer von denen, die sich zu Komplizen der Nazis machen ließen. Er meldete sich freiwillig als Ghetto-Polizist. Doch seine Hoffnung, dadurch Frau und Kind zu retten, erweist sich als trügerisch.

Calel Perechodnik

Bin ich ein Mörder?

Das Testament
eines jüdischen Ghetto-Polizisten

Aus dem Polnischen von Lavinia Oelkers

Mit einem Vorwort von Micha Brumlik



Zweite Auflage 2015
© 1997 für die deutsche Ausgabe bei
zu Klampen Verlag · Röse 21 · 31832 Springe
www.zuklampen.de

© der Originalausgabe bei Keter Publishing House, 1993
Titel der Originalausgabe:

**התפקיד העצוב
של התיעוד
יום מחייב**

Umschlag: thielenVERLAGSBUERO · Hannover
(Auf der Basis des Umschlags
der 1. Auflage von Johannes Nawrath)
Druck: Bookfactory - Der Verlagspartner GmbH &
Co. KG · Bad Münder

ISBN 978-3-86674-510-0

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort von Micha Brumlik

7

Calel Perechodnik: Bin ich ein Mörder?

13

Anmerkungen

295

Editorische Notiz

302

Micha Brumlik

Mittäter und Zeuge im Inferno

Die Lebensbeichte des Calel Perechodnik

Daß Juden im Holocaust Juden ausgeliefert und ihren Mördern preisgegeben haben, hat seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die jüdische Gemeinschaft immer wieder aufgewühlt. Schon kurz nach dem Krieg haben Debatten über jüdische Kapos die Beziehungen in den jüdischen Gemeinden vergiftet, schon während des Krieges hat der Streit darüber, wer wen retten konnte und es dennoch nicht getan hat, alle Rettungsanstrengungen begleitet und überschattet. Diese Auseinandersetzung auf Begriffe gebracht und damit öffentlich diskutierbar gemacht zu haben, war das Verdienst Hannah Arendts, die bei ihren Einlassungen von der historischen Forschung Raul Hilbergs zehren konnte. Beiden ist gemeinsam, daß sie das, worüber sie ebenso kühl wie treffsicher urteilten, nicht aus eigener Erfahrung kannten.

Hannah Arendt hat mit ihrem erstmals 1964 erschienenen Buch *Eichmann in Jerusalem*, in dem sie die Formel von der »Banalität des Bösen« geprägt hat, nicht nur einen wesentlichen Beitrag zur Aufklärung der Möglichkeit der Massenvernichtung des jüdischen Volkes geliefert, sondern zugleich eine der bittersten Debatten jüdischer Selbsterforschung ausgelöst. »In Amsterdam wie in Warschau, in Berlin wie in Budapest«, so führt sie im siebten Kapitel ihrer Studie unter dem Titel *Die Wannseekonferenz oder Pontius Pilatus* aus, »konnten sich die Nazis darauf verlassen, daß jüdische Funktionäre Personal- und Vermögenslisten ausfertigen, die Kosten für Deportation und Vernichtung bei den zu Deportierenden aufbringen, frei gewordene Wohnungen im Auge behalten und Polizeikräfte zur Verfügung stellen würden, um die Juden zu ergreifen und auf die Züge zu bringen ...«

Mit den jetzt vorliegenden, im Jahr 1943 abgeschlossenen Memoiren des Calel Perechodnik, eines rechtszionistischen, intellektuell ambitionierten Ingenieurs, liegt zum ersten Mal der authentische

Bericht eines Juden vor, der selbst Teil der Mordmaschinerie wurde. Mit dem Text Perechodniks, der zunächst in einem Kurort in der Nähe von Warschau, in Otwock, Ghetto-Polizist war, um später im Untergrund, auf der »arischen« Seite, die Liquidation des Warschauer Ghettos zu überleben, und schließlich – im Zuge des Warschauer Aufstandes von 1944 – zu sterben, erreicht uns die Stimme eines Menschen, der alle Schranken, die die menschliche Grundbefindlichkeit umreißt, überschritten hat. Menschen sind – und sei es sogar aus Eigeninteresse – von ihrer Natur her darauf angelegt, enge Bindungen einzugehen, Bindungen, die im Fall der Gründung von Familien bei aller Ambivalenz doch mindestens dahin tendieren, den eigenen Nachfahren, sofern sie als Kinder mit ihren Eltern zusammengelebt haben, das Überleben zu sichern, sie zumindest nicht selbst umzubringen. Man mag dahin gestellt sein lassen, ob die unter den meisten Menschen stabil gehaltene Erfahrung, daß die Kinder nicht vor den Eltern sterben und die Eltern daran schon gar nicht mittun, anthropologischer oder nur »kultureller« Art ist. Schließlich mangelt es nicht an Beispielen dafür, daß Kinder von den Eltern mißhandelt und umgebracht werden. Aber daß ein Vater, der Frau und Tochter zärtlich liebte, in eine Situation gebracht wurde, in der ihm nach eigenem Verständnis nichts anderes übrig blieb, als sie auszuliefern, übersteigt alle normalen Erwartungen an zwischenmenschliches Zusammenleben.

Calel Perechodnik mußte nicht nur mit ansehen, wie ukrainische und deutsche Polizisten oder Milizionäre Juden aus nächster Nähe erschossen und die Leichen zu Hunderten unter die Erde brachten. Calel Perechodnik war auch als Polizist versucht, sein Schicksal und das Schicksal seiner Familie auf Kosten anderer Menschen zu retten und wurde dabei auf das Grausamste getäuscht.

Uns liegt die Lebensbeichte eines Mannes vor, der nicht nur sein Herz verhärten mußte, sondern darüber hinaus am Tode der Schwester seiner Frau und seiner Tochter schuldig wurde, eines Mannes, der seine engste Familie auf den Deportationssammelplatz brachte, als das Ghetto von Otwock liquidiert wurde, um miterleben zu müssen, wie seine Schwägerin sich vergiftete, um nicht in Treblinka vergast zu werden.

»Tochter, Tochter«, so gedenkt dieser Vater seines Kindes, »heute wirst du zwei Jahre alt. Ach, wenn ich es gewußt hätte, vielleicht

hätte ich dich vor zwei Jahren mit meinen eigenen Händen erdrosselt. O Tochter, kommt deine Mutter deinetwegen um oder kommst du wegen der Dummheit deiner Eltern um?«

Wer das erlebt hat, hat Grenzen überschritten, die normale Sterbliche nicht erfassen können. Jean Amery, der Auschwitz überlebte und sich schließlich selbst umbrachte, hat es ausgesprochen: wer unter der Folter war, wird in der Welt nimmer heimisch. Die Intensität dieser Erfahrung läßt sich kaum steigern, und dennoch: die Lebensgeschichte des Calel Perechodnik, ungelenk und nicht immer schlüssig erzählt, beweist, daß auch die Folter noch nicht der letzte Schritt war, zu dem die Nationalsozialisten ihre jüdischen Opfer zwangen. Die Geschichte des Calel Perechodnik ist auf jeder Seite ein Zeugnis dafür, wie Menschen sich umso tiefer in Verbrechen, Lüge und Mord verstricken, je stärker sie sich daran klammern, daß die verkehrte Welt, in die sie gezwungen wurden, einen nachvollziehbaren Sinn hat. Das im wahrsten Sinne des Wortes Diabolische, das grundsätzlich verkehrte und nicht nur un-, sondern geradezu widervernünftige der nationalsozialistischen Judenghettos bestand ja darin, eine Kulisse des Normalen zu etablieren, unter dem Vorwand von erbärmlichen, aber doch Normalität ausstrahlenden Arbeitsverhältnissen von nachvollziehbaren Verwaltungsakten und Planungshorizonten eine Gegenrationalität zu installieren, deren Ziel und Zweck alleine der Tod war.

Dem Opfer, das als Täter Zeuge wurde, Calel Perechodnik, ist das früh aufgefallen. Seine These, daß der irregeleitete, auch wissenschaftliche Genius des deutschen Volkes deutschen Wissenschaftler mit ihrem Willen, die Juden auszurotten, vor einem für Normalsterbliche unlösbaren Problem standen, das nur ein Volk von so hohem zivilisatorischem und kulturellen Niveau wie die Deutschen lösen konnte, benennt die Details dieses Programms präzise. Dabei gibt er seiner Analyse eine intentionalistische Färbung, die man nicht teilen muß. Auf jeden Fall: wenn hinter alledem eine Absicht, ein Plan oder eine Logik verborgen war, so konnte sie auch beschrieben werden:

»Sie standen vor dem Problem, ausnahmslos alle Juden des Generalgouvernements umzubringen, wobei folgende Bedingungen zu erfüllen waren: Die Juden sollen nicht merken, daß über sie das Todesurteil gefällt worden ist; die Juden sollen sich nicht wehren ...;

die Juden selber sollen dabei helfen, diese Dreckssarbeit zu tun ...; jüdische Leichen sollen durch Juden bestattet werden ...; jeder einflußreiche oder vermögende Jude soll hundertprozentig davon überzeugt sein, daß man ihn nicht im Sinne hat; die abtransportierten Juden sollen nicht merken, daß sie in den Tod fahren; die Juden sollen im Augenblick des Todes nicht rasend werden, die am Leben gebliebenen sollen jedoch bis zum letzten Augenblick im Unklaren über ihr Schicksal bleiben ...«

Der Zeuge des Infernos, für den die Hölle nicht mehr die anderen waren, sondern der die Erfahrung machen mußte, daß er selbst für andere zur Hölle wurde und seither die Hölle in sich trug, war es als naturwissenschaftlich gebildeter Ingenieur gewöhnt, Erklärungen zu suchen und zu finden. Anders als Arendt, die ihr Urteil über die zur Kollaboration ebenso gezwungenen wie persönlich und moralisch verführten Judenräte aus der sicheren Entfernung von zwanzig Jahren und der Erfahrung der Emigration abgab, zeiht Perechodnik die Angehörigen des eigenen Volkes weder der Dummheit noch der Naivität. Er erklärt ihr und damit sein Mittun mit dem tiefen Glauben an die kulturellen Errungenschaften des zwanzigsten Jahrhunderts, mit dem »Unverständnis gegenüber der Mentalität, der Blutrünstigkeit der Hunnen, die sich allen menschlichen und christlichen Regeln widersetzen.«

Die Deutschen, die Perechodnik erlebte, waren alles andere als banal – sie waren schlau, zielbewußt, mit einem wachen Blick für die Schwächen ihrer Opfer. »Ehre sei dir, deutscher Genius, der du es geschafft hast, die Menschen so zu verdummen, ... daß sie sich wie Schafe drängten, um auf ihre Henker zu warten.« In Perechodniks Erinnerungen taucht die façon de parler von den Schafen, die sich zur Schlachtbody führen ließen, ein erstes Mal auf, eine Formel, die in den ersten Jahren des Staates Israel immer wieder den Überlebenden und den Ermordeten entgegengehalten wurde. Der geprüfte Zeuge, ein Hiob mit Blut an den Händen, spricht es aus: Niemand, der dies durchgemacht hat, muß sich dafür verantwortlich erklären, niemand muß sich dafür entschuldigen, von anderen Menschen, vor allem von Deutschen, nicht das Schlimmste angenommen zu haben und am Horizont eines durchschnittlichen Alltags festgehalten zu haben.

Wer will, wer vermag darüber zu urteilen, ob diese Analyse der

Selbstentlastung dient? Und wer wollte, sogar wenn dem so wäre, behaupten, daß die Analyse nicht gleichwohl zutrifft? All jene nämlich, die heute aus der Höhe einer kühl-distanzierten Theoriebildung bestreiten, daß dem Prozeß der Massenvernichtung eine böse Absicht zugrundelag, werden sich gleichwohl mit dieser Erfahrung der Opfer auseinandersetzen müssen – mit einer Erfahrung, die in ihrer Zeit – aus einiger Distanz betrachtet – gar keine andere Deutung zuließ. Diese Perspektive führt zur offenen Artikulation von Rachephantasien, die einem auch heute noch das Blut in den Adern gefrieren lassen:

»Für meine kleine Tochter, für alle jüdischen Kinder würde ich hundertfach Rache nehmen. Mein Herz bebt schon vor Freude, die blässen Wangen erröten freudig bei dem Gedanken, welche psychischen und physischen Torturen ich den Deutschen vor ihrem Tod zufügen würde. Und dann, durch Blut und Rache gesättigt, kann ich zusammen mit meinen Feinden untergehen.«

Verzweiflung und Inferno führen zusammen mit der schon in den dreißiger Jahren ausgebildeten rechtszionistischen Einstellung, nach dem erzwungenen Verrat an der eigenen Familie, im polnischen Versteck zu einer zutiefst geschichtspessimistischen Einstellung, die jenseits aller Verzweiflung an Aufklärung und Demokratie nur noch an eines glauben kann: an die Errichtung eines jüdischen Staates nach dem Sieg der demokratischen Welt über Deutschland. Gleichgültig wieviele Juden den Mord überleben werden, wichtig ist nicht mehr die Zahl der Überlebenden, die nur noch als »Kleinigkeit« bezeichnet wird, sondern das freie Leben und sei es auch nur einer Handvoll von Juden in Palästina.

Früh schon flucht der Zeuge allen, die nicht seiner Meinung sind und – handele es sich nun um Ultraorthodoxe, Linke, Nichtzionisten oder Liberale – mit ihren optimistischen und vertrauensvollen Grundhaltungen eine rechtzeitige Evakuierung nach Palästina verhindert hätten. Ein Fluch, von dem nicht zu erkennen ist, daß er nicht zuletzt dem Autor selbst gilt. Dieser Hiob schickt sich nicht mehr in sein Schicksal und vertraut auf Gott, nein, er bestreitet Gott, bestreitet das Judentum, flucht sich selbst und huldigt der Rache so gut wie dem extremen Nationalismus. Nicht alle, wahrscheinlich nicht einmal die meisten, die das Inferno überstanden haben, reagierten ähnlich. Aber es waren eben doch mehr als nur einer. Gewiß

ist nicht alle Politik der rechtsgerichteten israelischen Regierung mehr als fünfzig Jahre nach der Befreiung der Lager alleine aus dieser historischen Hypothek zu verstehen – aber wer sie nicht zur Kenntnis nimmt, hat gleichermaßen nichts verstanden.

Die Lebensbeichte des Calel Perechodnik ist ein *document humain*, das man kaum anders als mit Schaudern zur Kenntnis nehmen kann, ein *document humain*, das vor allem in Deutschland mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt gelesen werden sollte. Die Lebensbeichte des Calel Perechodnik beweist, daß es noch Schlimmeres gab als die massenhafte, planmäßige Tötung menschlichen Lebens: diese Memoiren zeugen nicht von einer toten, sondern von einer ermordeten Seele. An einer Stelle bekundet der Zeuge seinen Atheismus so gut wie seinen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Dem können wir so keinen Sinn abgewinnen. Aber vielleicht wäre es im Sinne dieses Verzweifelten gewesen, wenn er wüßte, daß mindestens einige Menschen des von ihm gehaßten und ob seiner instrumentellen Begabungen bewunderten deutschen Volkes bereit sind, seine Erfahrungen zu beglaubigen.

Calel Perechodnik

Bin ich ein Mörder?

Motto:

*Naître Juif ce n'est pas une honte,
c'est un malheur!*
Ma femme bien aimée Annie,
seras tu vengée?
Ma petite fille Athalie,
seras tu vengée?
Les cendres de 3 millions hommes,
femmes, enfants juifs, brûlés à Treblinka
serez-vous vengés?

S. N. (Sadyzmowi Niemieckiemu

P. P. (Polskiej Podłosci

T. Ż. (Tragedii Żydowskiej

Als Jude geboren zu werden, ist keine Schande,
es ist ein Unglück!

Meine geliebte Frau Anna,
wirst Du gerächt werden?

Meine kleine Tochter Athalia,
wirst Du gerächt werden?

Die Asche drei Millionen jüdischer Männer,
Frauen, Kinder, in Treblinka verbrannt,
werdet Ihr gerächt werden?

- dem deutschen Sadismus)
- der polnischen Niedertracht)
- der jüdischen Tragödie)

widme ich meine Memoiren

Warschau, 7. Mai bis 19. August 1943
Epilog 19. Oktober 1943

7. Mai 1943. Ich, Calel Perechodnik, Ingenieur der Agronomie, der ich den Typus des durchschnittlich gebildeten Juden verkörpere, werde mich bemühen, den Werdegang meiner Familie während der deutschen Okkupation zu beschreiben.

Es ist keine literarische Arbeit, denn es fehlt mir an Begabung und an Ehrgeiz. Es ist auch keine Geschichte des polnischen Judentums. Es ist kein Tagebuch, denn ich habe alle persönlichen Momente getilgt, da sie nur mich betreffen. Es sind vielmehr die Memoiren eines Juden und seiner jüdischen Familie.

Im Grunde genommen ist es die Beichte meines Lebens, eine aufrichtige und ehrliche Beichte. Doch leider glaube ich nicht an die Absolution durch Gott, und unter den Menschen gibt es einzig nur meine Frau, die mir vergeben könnte – die es aber nicht tun sollte. Sie lebt nicht mehr. Sie kam ums Leben wegen des deutschen Vandalismus und im besonderen Maße wegen meines Leichtsinns. Ich bitte daher, diese Memoiren als letzte Beichte zu betrachten.

Ich gebe mich keinen Illusionen hin, denn früher oder später werde auch ich das Los aller Juden aus ganz Polen teilen. Sie werden mich eines schönen Tages auf ein Feld führen, mir befehlen, ein Grab für mich auszuheben, mich auszuziehen und mich hineinzulegen, ich werde dann eines schnellen Todes durch eine Revolverkugel sterben. Die Erde wird plattgemacht, und ein polnischer Bauer wird sie pflügen und an dieser Stelle Roggen oder Weizen säen. Ich habe schon so viele Hinrichtungen gesehen, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um Einzelheiten meines eigenen Todes zu sehen.

Ich bitte nicht um Absolution; wenn ich an Gott, an Himmel, an Hölle, an Belohnung oder Strafe nach dem Tode glaubte, würde ich überhaupt nicht schreiben. Mir genügte die Gewißheit, daß alle Deutschen nach dem Tod in der Hölle schmoren werden. Aber leider, beten – kann ich nicht, zu glauben – vermag ich nicht!

Folglich bitte ich die ganze demokratische Welt, die Engländer, Amerikaner, Russen, die Juden in Palästina, daß sie unsere Frauen und Kinder rächen mögen, die bei lebendigem Leibe in Treblinka verbrannt wurden. Wir Judenmänner sind es nicht wert, gerächt zu werden! Wir sind durch eigene Schuld gefallen und das nicht auf dem Feld der Ehre.

Ich würde gerne die Geschichte aller jüdischen Familien in Polen beschreiben, aber ich bin der Meinung, daß ein jeder durch meine

Geschichte hindurch leicht auch die Geschichten aller Juden aus ganz Polen sehen kann.

Mein Leben ist typisch, weil ich mich weder eines hervorragenden Verstandes rühmen darf, noch ist mir zufälliges Glück zuteil geworden, wegen dem es mir besser ergangen wäre als anderen. O nein! Alle Torheiten, alle Fehler, die die Juden begangen haben, beging auch ich. Alles Unglück, alle Tragödien, die sie trafen – die trafen mich in gleicher Weise. So ist es denn auch die Geschichte Eines von Vielen, Eines von Millionen unglücklicher Menschen, die leider als Juden geboren wurden – gegen ihren Willen und zu ihrem Unglück. Ich wurde in Warschau am 8. September 1916 geboren, in die Familie sehr durchschnittlicher, gewöhnlicher Juden aus der sogenannten Mittelschicht. Es waren ehrliche Leute, mit einem großen Familiensinn, der sich als Liebe und Verbundenheit zu den Eltern und als materielle Zuwendung zu den Kindern zeigte.

Ich betone »materiell«, weil weder mich noch meine Geschwister irgendwelche geistigen Bande mit den Eltern verbunden haben. Sie bemühten sich nicht, oder vermochten es nicht, uns zu verstehen. Jeder von uns erzog sich selber.

Unter dem Einfluß der Schule, der Freunde, der gelesenen Bücher, im Gefühl materieller Unabhängigkeit und in der Atmosphäre tatsächlicher Freiheit des Wortes und des Gedankens, besonders in den Jahren 1925–1935.

Mit meinem Bruder gehörte ich *Bejtar* an – einer zionistischen Organisation, die die Bildung eines unabhängigen Judenstaates in Palästina propagierte.

Das hinderte mich nicht im geringsten daran, mich als einen guten polnischen Patrioten zu empfinden. Ich verehrte die polnische Dichtung, die aus der Zeit, als Polen seine Souveränität verloren hatte, besonders die Dichtung Mickiewicz'. Sie sprach mein Herz an, denn ich bezog sie auf die Geschichte der Juden. In meiner Naivität meinte ich, daß gerade die Polen, die so lange von ihren Feinden unterdrückt worden sind, uns Juden sehr gut verstehen müßten, sie sollten mit uns mitfühlen und uns nach Möglichkeit helfen.

Obschon ich nicht besonders religiös war, glaubte ich damals an Gott, ich glaubte an den historischen Auftrag des Judentums, ich glaubte an den Auftrag, Kultur unter den Völkern der Welt zu

verbreiten. Ich war gleichermaßen stolz auf Spinoza, auf Einstein und andere jüdische Geistesgrößen.

Über den Antisemitismus dachte ich nicht besonders nach. Ich war der tiefen Überzeugung, daß mit dem gesellschaftlichen Fortschritt und der Zunahme der zivilisatorischen Errungenschaften der Menschheit der Antisemitismus automatisch aussterben müßte, und ich war überzeugt, daß sich die Menschheit in ihrer Entwicklung immer mehr den Idealen der Französischen Revolution – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – annähern wird.

Ich sagte mit Asnyk,

Was Wut zunichte macht,
was Frevel zerstört,
das baut die Liebe aus
Trümmern wieder auf.¹

Im übrigen möchte ich anmerken, daß ich mit dem praktischen Antisemitismus keinen persönlichen Kontakt hatte. Ich konnte zwar nicht an der Universität Warschau studieren, dafür hatte ich aber die Möglichkeit, nach Frankreich zu reisen, um Agronomie zu studieren.

Die Zeit, die ich in Toulouse gelebt habe, gehört zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens.

Diese Freiheit, diesen Respekt vor anderen Menschen, diese Meinungsfreiheit fand man wohl in keinem anderen Land.

Sie mochten zwar die Polen nicht besonders, da sie die meisten für *Bandits polonais** hielten. Aber das wurde nicht ernst genommen.

Im Jahre 1935 war es schwierig, einem durchschnittlichen Franzosen den Unterschied zwischen *vrai polonai*, *juif polonais* und *citoyen polonais*** zu erklären.

Sie meinten, daß es zwischen den ersten beiden Definitionen keinen Unterschied gäbe, so daß sie in der Bezeichnung *citoyen polonais* mündeten.

In dieser freiheitlichen Atmosphäre, inmitten von Menschen mit ebensolchen Ansichten, kamen mir Presseberichte über verschiedene antijüdische Krawalle an der Warschauer Universität äußerst merkwürdig vor. Ich konnte es damals nicht glauben, ich konnte es mir nicht vorstellen, daß man so einfach auf einen Bekannten oder

* polnische Banditen (franz.).

** einem wahren Polen, einem polnischen Juden, einem polnischen Bürger (franz.).

auch Unbekannten zugehen könnte, um ihm eines aufs Auge zu schlagen oder ihn zu verprügeln, nur weil er als Jude auf die Welt kam.

Nach Abschluß des Studiums mit der Note *très bien, avec félicitations du Jury** schrieb ich eine Diplomarbeit über die Hanfkulturen in Polen – eine Arbeit, derer sich kein gebürtiger Pole schämen müßte, wegen verschiedener Schlußfolgerungen, die ich bezüglich der oben erwähnten Kulturen zog.

Im letzten Moment, das heißt am 10. Juli 1937, hielt ich vor dem Direktor, dem Dekan und dem Professor eine Rede.

Darin dankte ich nicht für die verschiedenen Lehren, die ich während meines dreijährigen Aufenthaltes am Toulouser Institut erhielt, denn für gewöhnlich vergißt der Mensch schnell das Gelernte. Vielmehr dankte ich dafür, daß man mich lehrte »logisch zu denken«, neue wissenschaftliche als auch lebenspraktische Probleme zu lösen, gestützt auf der Ganzheit des erworbenen Wissens und der angeborenen Intelligenz. Aber leider sprach damals die Eitelkeit aus mir. Ich dachte, ich könnte denken und logische Schlüsse ziehen, aber im gegebenen Augenblick mußte ich auf tragische Weise erkennen, daß dies nicht so ist. Mit dem Blut meiner Allernächsten und Allerliebsten mußte ich die mangelnde Denkfähigkeit bezahlen, aber davon später.

Vor der endgültigen Abreise aus Frankreich habe ich noch die Weltausstellung in Paris besucht und kehrte dann nach Polen zurück als einundzwanzigjähriger Diplom-Ingenieur. Obwohl ich noch für ein Jahr vom Militärdienst zurückgestellt war, trat ich eine Woche nach meiner Rückkehr vor die Kommission. Ich bekam die Kategorie A, aber weil Polen eine so starke Macht war, eine so schlagkräftige Armee besaß und so viele diplomierte Ingenieure in Offiziersrängen hatte, war meine Person überflüssig.

Schließlich, reden wir nicht drumherum, bekam ich den Vermerk »überzählig«. So wie mir erging es meinem Bruder, ebenfalls Ingenieur, sowie all meinen jüdischen Kollegen mit mittlerer oder höherer Bildung – nur deshalb, weil man keine jüdischen Offiziere in der polnischen Armee haben wollte.

Ich bekenne ehrlich, daß ich nicht sonderlich traurig darüber war. Ich wollte doch nur loyal meine Pflicht gegenüber dem Land

* Sehr gut, mit den Glückwünschen der Prüfungskommission. (franz.)

erfüllen, das mir die Möglichkeit zu leben bot, das mir eine gewisse Rechtssicherheit garantierte und dem ich nur das Beste wünschte. Mir ist völlig klar, daß es mir kein Pole glauben wird, aber Leute, versteht mich doch! Im Wohlstand Polens sah ich meinen eigenen Wohlstand.

Ich war den Geboten des Propheten Elias treu, der den Juden in babylonischer Gefangenschaft empfohlen hat, nicht für den Untergang, sondern für den Wohlstand dieses Landes zu beten, denn er werde auch ihnen zuteil.

Was tun? Ich muß wohl meine Bindung an Polen mit materialistischen und egoistischen Motiven begründen. Wenn ich also schreiben würde, ich sei ehrlich und selbstlos mit Polen verbunden, kannte die polnische Dichtung besser und schätzte sie mehr als so mancher gebildete Pole, die polnische Sprache sei ja auch meine Muttersprache, in dieser Sprache eröffnete ich auch dem geliebten Mädchen, was ich für es empfand – solche oder ähnliche Worte würde mir niemand glauben, und deshalb möchte ich auch darüber nicht schreiben.

Im August 1938 fand meine Hochzeit mit Anna Nusfeld statt, einem Mädchen, das außer mir keine Welt gesehen hat, und das ich seit 1932 liebte. Meine Gattin war Mitinhaberin des Kinos »Oase« in Otwock. Sie hatte keine Eltern mehr, beide verstarben, als sie noch Kind war. Die alte Großmutter zog sie und ihre Geschwister auf. In Wirklichkeit zogen sie sich selber groß.

Als junge Leute haben sie dann mit eigenen Kräften ein schönes Kino erbaut, auf einem vom Großvater geerbten Grundstück.

Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß sie sich nach zwanzig-jähriger Qual und unmenschlicher Schufterei eine Stellung erarbeitet haben. Sie wollten sogar noch ein Kino in Otwock bauen, aber der Bürgermeister war damit nicht einverstanden. Es war ihm lieber, daß es kein Kino gäbe, als daß es einem Juden gehören sollte. Aber lassen wir das.

Ich möchte betonen, daß meine Gattin keine besondere Bildung ge- noß, doch sie war eine überaus intelligente und kluge Frau.

Ich erinnere noch, als ich vor der Militärkommission stand und mich der Arzt im Majorsrang fragte, ob mein ausländisches Diplom in Polen maßgeblich ist, um eine militärische Position zu bekommen. Ich weiß nicht, ob er ernsthaft gefragt hat oder ob er Witze

machte. Ich jedenfalls war überzeugt, daß ich eher zehn Diplome machen könnte und trotzdem keine leitende Stellung in Polen bekommen würde.

Weil ich nicht vom Geld meiner Frau leben wollte, habe ich zusammen mit meinem Onkel Góralski ein Geschäft mit Baumaterialien betrieben. Der Betrieb konnte mir und meiner Frau einen vollständigen Unterhalt sichern. Das Geld vom Kino verwendeten wir für die Tilgung alter Hypothekenschulden, für eine aufwendige Wohnungseinrichtung und für unsere Garderobe. Zusammengenommen war ich mit meinen 22 Jahren kein reicher, aber ein glücklicher Mensch. Ich hatte eine liebe Frau, hatte meine Arbeit, war eingerichtet und darüber hinaus von niemandem materiell abhängig.

Man könnte mich fragen, warum ich damals nicht nach Palästina ausgereist bin, als Zionist hätte ich es doch tun müssen? Ich beantworte diese Frage: Erstens bin ich wegen meiner Frau nicht gereist. Zwanzig Jahre lang hat sie sich gequält, so manches Mal bei Hunger und Kälte. Das Kino haben ihre Brüder selbst gebaut, sie hat mit ihrer Schwester Ziegelsteine geschleppt und Kalk gelöscht. Mein Gott! Wie sehr haben sie gearbeitet, bis das Kino zu prosperieren begann.

Jetzt, als sie das Ziel erreicht hatten und eingerichtet waren, hatte meine Frau weder die Kräfte noch die Energie, um das alles hinter sich zu lassen und in einem neuen Land von vorn zu beginnen.

Zweitens war ich nicht der Meinung, daß den Juden in Polen der Boden unter den Füßen brannte. Ich dachte, daß ich ein Recht darauf habe, in Polen zu leben, da ich dem Land gegenüber loyal meine bürgerlichen Pflichten erfülle. So beschlossen wir, erst nach einer gewissen Zeit nach Palästina zu gehen und dort Land zu kaufen, auf dem ich im erlernten Beruf als Agronom arbeiten könnte.

Kurz und gut, das verfluchte Jahr 1939, das Jahr der dunklen Wolken, das Jahr der Bewährungsproben traf uns in Polen, in unserer Heimatstadt Otwock.

Das Jahr 1939. Die Deutschen rüsteten auf, sie bereiteten sich auf einen Kampf gegen die ganze Welt vor. Und die Polen? Womit haben sie sich im Jahr der Bewährung beschäftigt?

Vor mir liegt ein Kalender der »Selbstverteidigung des Volkes« aus dem Jahre 1939 (Auflage der Zentralen Druckerei, Poznań, Nowomiejski Platz Nr. 7). Den Kalender fand ich in der Wohnung der

Polin, die mich zur Zeit versteckt hält. Zum Glück kann sie nicht lesen, und ihr Mann, der an der Front fiel, kann sie nicht mehr darüber aufklären, daß »der Jude ein Todfeind der Kirche und des großen Polen ist«, daß »das Böse im heutigen Polen im Judentum seinen Hauptsitz hat«, daß »mit der Beseitigung der Juden aus Polen auch das Böse, das uns quält, verschwindet«. So waren die Lösungen des polnischen Volkes.

Und wie war der Standpunkt der polnischen Regierung – der Regierung, die heute vom »Neuen Warschauer Kurier«² *judeopolnische* Regierung genannt wurde? Ich nenne ein paar Stichworte: Verbot der Schächtung, ökonomischer Boykott, Beschränkungen an der Universität, Einschränkungen der Aufnahme in Ämter und anderes mehr.

Trotzdem haben Juden offiziell die Staatsanleihe subskribiert und waren zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs zu größten Opfern bereit, um Polen zu verteidigen und damit auch ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Hab und Gut.

Ich werde nicht die Geschehnisse des Krieges beschreiben. Nur vielleicht soviel, daß ich am 7. September 1939, dem im Radio gehörten Befehl gehorchend, meine Frau verließ und zusammen mit meinem Bruder, meinem Vater und einem Onkel zu Fuß in Richtung Osten zog.

Unterwegs wollte mein Bruder dem Militär beitreten. Sie nahmen ihn nicht und sagten uns, wir sollten doch weiter nach Osten ziehen, dort würde man uns mobilisieren.

Der über acht Tage dauernde Weg dorthin wird mir immer in Erinnerung bleiben. Was für eine ideale Bruderschaft bestand damals zwischen Polen und Juden! Wie sicher ging man des Nachts auf den Straßen! Wie opferbereit und gastlich empfing der polnische Bauer Flüchtlinge!

Alle wurden damals geeint durch brüderliche Bande, durch Vaterlandsliebe und durch den Hass auf den gemeinsamen Feind.

Wir gingen weiter, bis zu dem Moment, als die Bolschewiki in die östlichen Regionen einmarschierten. Weiterzugehen hatte keinen Sinn. Die Russen überraschten uns in Słonim, der Heimatstadt meiner Mutter. Mutters große Familie nahm uns sehr gut auf. Wir blieben an Ort und Stelle und beobachteten den weiteren Verlauf der Dinge.

Welche Gefühle herrschten bei den Juden vor, als die Bolschewiki polnischen Boden betraten? Das ist eine schwierige Angelegenheit, aber ich werde mich bemühen, völlig ehrlich und objektiv zu sein, nur die Wahrheit und die reine Wahrheit zu schreiben.

Das erste Gefühl war unbändige Freude. Wen wundert es. Von der einen Seite marschiert der Deutsche ein, Parolen von der erbarmungslosen Vernichtung und Ermordung aller Juden verbreitend, von der anderen Seite kommt der Bolschewik mit der Parole, daß für ihn alle Menschen vor dem Gesetz gleich sind. Da gab es nichts zu vergleichen. Die Juden freuten sich und ich mich mit ihnen. Obwohl ich mein ganzes Leben lang ein Gegner der Kommunisten war, betete ich jetzt zu Gott, die Bolschewiki mögen das Gebiet bis zur Weichsel besetzen. Ich war bereit, das Kino, das Geschäft, die väterliche Villa zu verlieren – nur um zu leben, wie ein freier Mensch, ohne irgendwelche Rassenschränke.

Beim Anblick sowjetischer Panzer machte ich gewiß keine Freuden sprünge. Zugegeben, es gab Juden – von jener Kommunisten – die die polnischen Verbände entwaffnet haben, aber kann man dafür alle Juden verantwortlich machen?

Ich schätzte, daß die Zahl der Juden, die mit der Waffe in der Hand bei der Verteidigung Polens gefallen sind, höher war, als die Zahl der Juden, die polnische Verbände entwaffnet haben.

Wie war der Standpunkt der Allgemeinheit? Ich weiß noch, wir waren der Meinung, England als Garantiemacht für die Unantastbarkeit der Grenzen Polens müßte jetzt Rußland den Krieg erklären. Als dies nicht geschah, kamen die Leute zu der Überzeugung, daß die Bolschewiki hier nun für immer bleiben werden.

Meine Tante sagte folgendes zu mir. Wenn es euch gut geht (mit euch meinte sie die Juden unter der deutschen Besatzung), gehen die Deutschen bei euch weg und ihr werdet wieder Polen haben, aber wir werden das ganze Leben unter der Herrschaft der Bolschewiki bleiben.

Ich betone, daß es meiner Tante unter den Bolschewiki sehr gut ging und daß ich ähnliche Sätze von den meisten der dortigen Juden gehört habe. Der beste Beweis dafür ist doch, wieviele Juden haben die russische Staatsbürgerschaft nicht annehmen wollen und haben sich im Generalgouvernement erneut angemeldet, worauf sie nach Archangielsk verschickt wurden?

Wie viele Juden sind vor den Bolschewiki nach Wilna geflohen?
Und andersherum, wieviele Juden überließen ihre Häuser dem Schicksal und flohen zu den Bolschewiki?
Eines weiß ich, es ist absoluter Unsinn zu meinen, daß alle Juden für den Kommunismus waren.

Ein Großteil wollte in das alte Polen zurückkehren, sie wollten sich sogar eine Zeitlang unter den Deutschen herumquälen und die Rückkehr alter Zeiten erwarten, aber nicht für immer in Rußland bleiben.

Mein Bruder und der Onkel blieben in Słonim, ich kehrte am zweitundzwanzigsten Oktober nach Otwock zurück. Mein Vater kam erst im März des folgenden Jahres wieder. Ich war glücklich, meine Frau gesund anzutreffen und alles andere heil und ganz vorzufinden. Das war der Zeitpunkt, an dem man sich entscheiden mußte: hierbleiben oder dorthin gehen.

Was den Ausgang des Krieges anging, so teilte ich die Erwartungen aller Juden.

Keiner der Juden, ohne Ausnahme, dachte vom Kriegsbeginn bis heute auch nur daran, die Deutschen könnten gewinnen und für immer in Polen bleiben. Alle waren heilig davon überzeugt, daß Polen wieder auferstehen wird. So wie ein frommer Jude an die Ankunft des Messias glaubt, so glaubten wir an die Niederlage der Deutschen. Wenn mich damals jemand gefragt hätte, worauf sich mein Glaube stützt, hätte ich kaum antworten können. Heute weiß ich, daß ein jeder Mensch daran glaubt, woran er glauben möchte und was für ihn bequem ist. Im übrigen konnte ich mich davon überzeugen, daß die meisten Menschen geborene Optimisten und Feiglinge sind.

Wenn die Juden sich zu dem Zeitpunkt darüber klar gewesen wären, daß die Deutschen für immer hier blieben, sie hätten den logischen Schluß ziehen müssen, daß beim Deutschen kein Jude *à la longue* existieren kann. Daraus folgte, man müßte sich retten. Nach Rußland fliehen oder für größere Summen – was am Anfang des Krieges möglich war – nach Palästina oder nach Amerika auswandern.

Eine andere Psychose, die in ihren Konsequenzen genau so fatal war, stellte der Glaube dar, daß der Krieg nicht lange dauern würde – höchstens ein halbes Jahr. Die Juden glaubten daran, die Polen

glaubten daran, ich habe den Eindruck, daß die ganze Welt daran glaubte. Der Glaube hielt sich bis zu Frankreichs Fall. Später dann, als England die Friedensvorschläge Deutschlands verwarf, hat man erneut zu glauben begonnen, der Krieg ende nach einem Jahr. Es hat niemanden gestört, als das Jahr verging. In einem – weiteren – Jahr muß doch der Krieg zu Ende gehen. Fragt man heute einen intelligenten Polen, wann der Krieg vorbei sein würde, antwortet er: entweder bis zum Herbst oder auf das Frühjahr oder in einem Jahr. Irgendwer errät es irgendwann.

Reden wir aber zunächst über den Oktober 1939.

Die Leute sind guter Dinge, sie sind überzeugt, daß von den Deutschen bald nichts mehr zu sehen sein wird. In der Zwischenzeit muß man sich absichern: man muß die Waren bei den Polen unterbringen und die Geschäfte auf ihre Namen überschreiben, man muß aus Furcht vor Inflation das Geld anlegen, man muß sich ein paar Anzüge nähen lassen, man muß unbedingt beim Schuster hohe Stiefel in Auftrag geben, man muß Vorräte für ein halbes Jahr anlegen – und warten, bis der Krieg zu Ende geht.

Da die Deutschen den Verkauf von Vermögen verboten haben, tragen die Juden, als Besitzer von Immobilien, immense Summen zu Kreditgesellschaften, um nach dem Krieg ein neues Leben ohne Schulden beginnen zu können.

Ich selbst beglich die letzte Hypothek des Kinos. Für den abwesenden Vater zahlte ich ein paar schöne Tausender bei der Kreditgesellschaft ein und war mit mir sehr zufrieden. *O sancta simplicitas!** Es ist klar, daß vom ersten Tag des Krieges an das Kino geschlossen blieb, nach meiner Rückkehr ist es mir aber gelungen, den Warenbestand meines Baugeschäftes zu Geld zu machen. Einen Teil verkauften die Deutschen, den Rest brachte ich zum Ausverkauf. Mir war bewußt, daß ich mein aufgelöstes Geschäft niemals werde wieder aufbauen können, doch ich habe keinen Augenblick gezögert. Erstens kannte ich keinen Polen, dem ich das Geschäft hätte überschreiben können. Zweitens wußte ich, daß ich nach dem Krieg nicht gleichzeitig das Geschäft und das Kino würde führen können. Ich wußte es, weil die zwei Schwager, die das Kino geführt haben, umgekommen sind. Mietek, der jüngere, fiel als Soldat an der Front. Wolf, der ältere, hat eine Kiste Dynamit vergraben und wurde am

* O heilige Einfalt! (lat.)

11. November 1939 erschossen. Eine Polin, Frau Bukojemska, die Geliebte des Gendarmen Michailis, hat ihn denunziert. Wolf wurde von Michailis im Wald bei Sródborów erschossen, zusammen mit ihm zwei weitere Juden: der Schriftsteller Urke Nachalnik und ein gewisser Randominski.

Sie wurden zusammengeschlagen, mußten ihre Gräber selber ausheben und wurden dann erschossen. Das waren die ersten drei jüdischen Opfer in Otwock.

Später stellte sich heraus, daß sie noch Glück hatten, denn sie wurden zumindest auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt. Dank der Bemühungen des Otwocker Magistrats und besonders unseres Städtischen Arztes Mierosławski stimmten die Deutschen einer Exhumierung der Leichen zu. Die Familien schafften es noch, ihnen Grabsteine aufzustellen. Den meisten Juden war es in diesem Krieg vorherbestimmt, so umzukommen, daß niemand je erfährt, wo ihre Asche verstreut wurde.

Wie war am Anfang des Krieges das Verhältnis der Deutschen zu den Juden? Man kann sagen, es war unterschiedlich, je nach Ortschaft, in der die Juden lebten. Am schlechtesten erging es den Juden auf den Territorien, die dem Dritten Reich angeschlossen wurden. Aus den meisten Kleinstädten wurden sie ausgesiedelt. Die Aussiedlung erfolgte auf wahrhaft barbarische Weise.

Ich weiß, wie es in Nasielsk gewesen ist. Die Deutschen haben die Stadt umringt und gaben bekannt, daß jeder Jude mitsamt seinem Gepäck auf dem Platz zu erscheinen habe. Dort hat man den Juden das Gepäck weggenommen, sie selbst wurden in die Synagoge getrieben, wo sie zusammengepfercht vierundzwanzig Stunden stehen mußten.

Einer Frau, die zu spät auf den Platz kam, befahlen die Deutschen, sich nackt auszuziehen und in der Synagoge vor der Menge zu tanzen. Solche und ähnliche Entgleisungen waren an der Tagesordnung. Als nächstes wurden die Juden zum Bahnhof getrieben und wie Vieh in Güterwagen verladen. In geschlossenen Wagen wurden sie acht Tage herumgefahren, ohne Essen und Trinken. Was mußte sich in diesen Wagen abgespielt haben. Wieviele Kinder sind dort erstickt, wieviele verhungert, das möge jeder für sich ergänzen.

Nach achttägiger Wanderschaft haben die Deutschen gnädig einem

Freikauf der Ausgesiedelten durch die Warschauer Gemeinde zugestimmt, dann erst hat man sie dort aus den Waggons gelassen.

Es gab keine Kleinstadt, in der die Deutschen den Juden den freiwilligen Abzug aus der Stadt befohlen hätten.

Überall die gleiche Prozedur: Platz, Synagoge, Beraubung, Güterwagen und dann die Wanderschaft von Stadt zu Stadt. Ich erinnere daran, daß es im Dezember 1939 und Januar 1940 geschah, zur Zeit der größten Fröste.

Wieviele jüdische Häuser ausgeraubt wurden, wieviele Leute erschlagen wurden, daran möchte ich nicht erinnern. Ich habe den Eindruck, daß das alles nicht gezielt auf einen Befehl von oben geschah, sondern daß diese Vorfälle durch die *Volksdeutschen*³ und durch deutsche Offiziere provoziert wurden, die es nach Raub und Blut verlangte. Jedenfalls waren es Juden aus Kleinstädten, die als erste die deutsche Verfolgung durchlitten. Sie kamen bestenfalls nach Warschau, ohne Sachen, ohne Geld. Selten hatte jemand in den Kleidern Geld eingenäht.

Selbstverständlich gab es auch umsichtige Juden, die, ohne auf die Aussiedlung zu warten, selber das Dritte Reich verließen. Sie gingen nach Rußland oder in das Generalgouvernement.

Im Generalgouvernement⁴ gab es solcherlei Aussiedlungen nicht. Die Juden lebten in der ständigen Furcht, daß es – nun doch? – morgen passieren könnte. Die Angst und die Ungewißheit der Zukunft vergifteten jeden Tag, jeden Gedanken der Menschen. Im Laufe der Zeit bildeten sich die Juden ein, das Generalgouvernement sei etwas anderes, die »Weltmeinung« (hübsches Wort, nicht wahr?) fürchtend, wagten es die Deutschen nicht, dort auszusiedeln.

Jedenfalls gab es keine Aussiedlungen im Generalgouvernement. Natürlich wurden Synagogen angezündet, Juden wurden die Bärte abgeschnitten, Wohnungen und Geschäfte wurden ausgeraubt, Waren und Vermögen beschlagnahmt. Jüdinnen, die man zu Zwangsarbeit in Kasernen eingefangen hatte, wurden gequält.

So wurde zum Beispiel an einem frostigen Tag im Januar ein Mädchen dazu gezwungen, mit der eigenen Unterhose den Boden zu putzen und dann die schmutzige, nasse Wäsche auf den bloßen Körper anzuziehen und so auf die Straße zu gehen.

Es gab viele solcher Geschichten.

Einige Deutsche quälten Juden auf ganz witzige Weise. Da spielte sich folgender Dialog ab:

- Jude, was bist du von Beruf?
- Kaufmann.
- Sehr angenehm, ich dagegen bin Boxer.

Nach diesen Worten erfolgte ein Schlag, nach dem das Auge anschwell oder die ausgeschlagenen Zähne in der Hand gezählt werden konnten. Ein andermal wurde eine größere Gruppe Juden zu Zwangsarbeiten im Sejm eingefangen. Nach einer gewissen Zeit kam ein Deutscher mit einem langen Messer in der Hand zu ihnen. Er wählte sorgfältig aus, schließlich ging er mit einem von ihnen nach unten in den Keller. Nach einer gewissen Zeit kam er völlig blutverschmiert zurück. Seine Arme, die Ellenbogen und auch das Messer trieften richtig voll Menschenblut. Er wählte das zweite Opfer, dann das dritte und so weiter bis ans Ende. Jedes Mal überlegte er lange, wen er auswählen sollte, jedes Mal triefte das Messer mehr und jedes Mal schlug den Juden das Herz unbarmherzig: will er denn alle auf diese Weise abschlachten? Einige Juden sagten Gebete vor dem Tod auf, andere warteten resigniert auf den Tod. Der letzte Jude, der unten angekommen ist, traf alle im Keller an ... alle lebten und rupften Hühner, die der Deutsche zuvor mit dem langen Messer selbst getötet hat. Solche Schikanen betrafen Einzelne. Die Mehrheit schützte sich, so gut sie konnte. Mit mehr oder weniger Angst betrieb man Handel, genau genommen betrieb man den eigenen Ausverkauf, um zu überleben. In Städten, die menschlichere Kommandanten hatten, lebte es sich nicht schlecht. Einige haben sogar Handel betrieben und machten mit den Deutschen keine schlechten Geschäfte.

Wie war das Verhältnis der Polen zu den Juden in jener Zeit? Die Phase der Brüderlichkeit aus der Vorkriegszeit und des Kriegsanfangs war vorbei. Doch ich kann nicht sagen, daß das Verhältnis feindselig geworden wäre. Als die Deutschen meinen Schwager Wolf umgebracht haben, weinte Dr. Mieroslawski wie ein kleines Kind, und er bemühte sich sogar uneigennützig um die Exhumierung der Gebeine.

Es gab vereinzelte Vorfälle, daß der Mob *Jude, Jude* schrie, um Juden bei den Deutschen anzuzeigen. Im Allgemeinen war das Verhältnis aber ziemlich korrekt. Das, was die Polen verlangten, nein, ich

schreibe nicht richtig – was sie vorschlugen, führte zum: Umschreiben der Geschäfte auf ihre Namen, zur Übergabe der Wohnungen mit Möbeln an sie oder zum Deponieren von Mobilien bei ihnen.

Sicherlich hatten nicht alle von Anfang an vor, sich diese Güter anzueignen, aber – sofern es um Otwock geht – sahen die Juden in neunundneunzig Prozent aller Fälle einen Monat nach Geschäftsübergabe keinen Groschen mehr. Genauso war es meist mit Wohnungen, Möbeln und jeglicher Art von Mobilien.

Lauthals bemitleideten sie die Juden, sponnen mit ihnen gemeinsame Pläne für die Zeit nach dem Krieg, aber alle Polen haben versucht, und das räume ich ein, auf legale Weise, ohne Mithilfe der Deutschen, in den Besitz jüdischer Geschäfte oder Vermögen zu gelangen. Verständlich, daß Juden den schönen Worten auf den Leim gingen und im guten Glauben verschiedene Verträge schrieben. Kaum einer wurde später eingehalten.

Ja, es gab auch solche Fälle, wie den von Kalinowski, der den jüdischen Bäcker Kirszenbaum aus seiner Bäckerei hinauswarf, um sie selber zu übernehmen. Damit zog er sich aber die Mißbilligung beinahe aller Polen zu.

Es gab auch andere Fälle, ziemlich komische, die aber ganz typisch waren für die Mentalität einiger Polen.

Als die Deutschen den Kurzwarenladen von Kronenberg ausraubten, sagte Frau Doktor Papciak, die Frau eines polnischen Offiziers, ihres Zeichens eine glühende Patriotin, zu ihrem Nachbarn Kronenberg: »Oh, wie schade, daß mein Ziutek (der 14-jährige Sohn – mein Zusatz) nicht hier ist, er hätte sonst von den Deutschen ein paar Sachen bekommen.«

Im allgemeinen war das Verhältnis, von krassen Einzelfällen einmal abgesehen, korrekt, wenngleich protektionistisch, und man war stets darauf bedacht, dem anderen den eigenen Patriotismus zu verschichern.

Ich erinnere mich an ein interessantes Gespräch mit dem Hauswart der Villa meines Vaters, einem gewissen Jan Dębowski. Dieser Jan, der wohl keinen schlechten politischen Überblick besaß, zog sich bereits am 3. September 1939 vom Militär zurück und kehrte heim. Während des Septembers und Oktobers dieses Jahres behandelte er meine Mutter mit Geringschätzung – immerhin war sie die Besitzerin der Villa.